

DAS SOLL AIREN SEIN? DER MISTER X des deutschen Literaturbetriebs? Der Mann, über den so geheimnistuerisch berichtet wurde, als handle es sich nicht um einen Blogger, sondern um ein Mitglied der Sauerlandgruppe? Das soll der Autor von „Strobo“ sein, diesem brutalen, ultradichten Livestream aus dem Nachtleben, der den Rohstoff zu Helene Hegemanns Bestseller „Axolotl Roadkill“ lieferte?

Ja, das ist Airen. Ein schlaksiger, sehr junger Typ in signalroter Trainingsjacke, wahnsinnig nervös, wahnsinnig nett. Er redet schnell,



So krass ist nur das ungelebte Leben

Phantomglück: **Andreas Rosenfelder** hat Airen getroffen, Deutschlands anonymsten Schriftsteller

mit hoher, etwas dünner Stimme. Nichts deutet darauf hin, dass hier derselbe Erzähler spricht, der in „Strobo“ eine unendlich finstere, beinahe narkotische Odyssee durch die Einsamkeit und den Exzess antrah. Eher würde man als komplett Ahnungsloser auf einen Studenten tippen, der die ultimative Erstsemesterversparty sucht.

Es ist ein bisschen wie mit Peter Parker, dem schüchternen Streber, dem kein Mensch zutraut, als Spider-Man die Halbwelt erzittern zu lassen: Man kann Airen auf den ersten Blick nur unterschätzen, und genau das ist seine Stärke. Sein zweiter Roman, der in diesen Tagen im Blumenbar-Verlag erscheint, heißt rätselhaft „I Am Airen Man“. Erst wenn man sich das schwere Gitarrenriff von Black Sabbath und den hysterische Gesang von Ozzy Osbourne dazudenkt, läuft einem dann ein Schauer den Rücken hinunter: „I am Iron Man!“

Airen kommt gerade vom Babyschwimmen, als wir uns in den neuen Berliner Verlagsräumen von Blumenbar treffen. Neonlicht flimmert durch die Halle. Wir trinken Bier und Wodka. Airen, Mitte zwanzig, hat seit letztem Jahr Frau und Kind und geht kaum noch feiern. Er lebt zwischen den Welten, wieder einmal. Eigentlich passt Airen so gar nicht nach Berlin-Mitte. Er ist kein Hipster und kein Intellektueller, er hört lieber Westbam und Jimi Hendrix als Minimal-Techno, und er hat weder mit Kunst noch mit Medien etwas zu tun. In seiner Feierphase arbeitete er bei einer Unternehmensberatung im Businessdevelopment: „Datenbanken pflegen, Proposals rauschicken und so.“ Er hatte kaum Fehltag. „Die dachten alle, ich bin ein Spießer, und haben ihre Witze darüber gemacht“, sagt er. „Ich wünschte, ich könnte mich in solchen Situationen öffnen. Aber ich bin zu verkrampft.“

Jetzt ist Airen auf einmal Schriftsteller, was so nie geplant war. Zuerst kündigte der Ullstein Verlag an, „Strobo“ im Herbst als Taschenbuch herauszubringen – als Wiedergutmachung dafür, dass sich die Ullstein-Autorin Helene Hegemann in dem Text bedient hat. Dann boten kleinere und größere Verlage für den Nachfolgetitel. Airen entschied sich für Blumenbar und stellte aus späteren Teilen seines Blogs ein Buch zusammen – binnen einer Woche. Es macht weiter, wo „Strobo“ aufhört – und wo, vielleicht, die Literatur anfängt.

All das, wovon „Strobo“ handelte – das mehrtägige Ausgehen, der Sex auf Speed, die unsäglichen Absturzaktionen – fertigt „I Am Airen Man“ mit einem einzigen, lapidaren Satz ab: „Ansonsten war das Jahr in Berlin hart und trist und auf eine geile Art krass.“ Die ungefilterte Präsenz, die Airen in seinem Blog gleich nach der Party auf die Monitore jagte, rückt hier auf Distanz – was auch mit einer räumlichen Abstandnahme zu tun hat, denn der neue Roman erzählt davon, wie Airen aus Berlin nach Mexiko-Stadt zieht und dort einen Job im Businessbereich antritt. Auf die Nacht folgt der Tag, auf den Club das Büro, und statt des Stroboskops leuchtet die subtropische Sonne.



Es ist ein abenteuerlustiges, helles, melancholisches Buch, das nach dem Rausch die Exotik der Normalität erkundet. „Wenn's dann mal klappt und ich ein Gespräch nicht versäue“, schreibt Airen über einen Tag im Hochhaus, „so wie eben grad, als mich eine Kollegin nebenan über meinen noch immer nicht angekommenen Laptop ausfragte und ich ganz natürlich antwortete und sich das Gespräch in Wohlgefallen auflöste, durchfährt mich ein regelrechtes Hochgefühl.“

All das ist ein biografisches Experiment, und man kann nicht unbedingt behaupten, dass es gelingt – denn der Held landet dann doch immer wieder auf irgendwelchen Klos im Rotlichtviertel, wirft wahllos Pillen ein, besucht billige Bordelle und bleibt der Arbeit wochenlang unentschuldig fern. Aber die Wechselspannung aus Alltag und Ausnahmezustand erzeugt eine Energie, die das Mitstenografieren von Extremerfahrungen auf Dauer nicht erzeugen kann – wie das traurige Schicksal aller begnadeten Beatnik-Schreiber zeigt, deren whiskeygetränkte und drogenverstrahlte Bücher im Lauf der Jahre zu nerven anfangen.

Airen textet übrigens niemals auf Betäubungsmitteln – mit einer Ausnahme, wie es in „I Am Airen Man“ heißt: „Aber ich schreibe ja besoffen wie je.“ Auf harten Drogen hat er seinen Blog nie angetastet. Er braucht immer eine Nacht detoxifizierenden Schlaf, bevor er sich an den Bildschirm setzt. Überhaupt entsteht bei ihm kein Satz in Echtzeit – einen Block hatte der Blogger, anders als der bewunderte Schriftsteller Rainald Goetz, im Club nie dabei. Und Notizen im Handy schiedener aus: „Handys habe ich generell nach zwei Wochen verloren, deshalb hatte ich fast nie eins.“

Man kann den Eindruck bekommen, dass der Textfaden, den Airen seit Jahren per Wordpress durch sein Leben spinnt, der einzige rote Faden in diesem Leben ist – und Hobbypsychologen könnten sogar mutmaßen, dass die Verschriftlichung selbst grenzwertiger Erlebnisse ihm Halt gibt. Das Gegenteil trifft zu. „Das Schreiben war für mich immer extrem destabilisierend, weil ich immer noch krasser feiern wollte, um darüber zu schreiben. Airen ist ein Teil meiner Persönlichkeit geworden, und ich habe ihm immer mehr Raum gegeben.“

Das klingt ein bisschen, als würde Smeagol über Gollum sprechen – und tatsächlich vergisst man leicht, dass Airen ja eigentlich gar nicht so heißt, sondern einen für Kinder der 1980er-Jahre ganz typischen zweisilbigen Vornamen trägt.

Wie ist das überhaupt mit der Anonymität? Ein Foto von Airen gelangte ja schon in die Presse, und uns hat Airen für diese Geschichte ein ganzes Fotoalbum aus seiner Zeit in Mexiko zur Verfügung gestellt. „I Am Airen Man“ nennt in tautologischer Weise Airen als Verfasser, was auf dem Buchcover hübsch aussieht. Bleibt das auch in Zukunft seine Autorenmaske?

„Anonymität ist ja kein Selbstzweck“, sagt Airen. „Das war am Anfang Selbstschutz. Ich wollte so ehrlich wie möglich schreiben, was passiert. Und ehrlich schreiben kann man über sein eigenes Leben kaum. Man macht ja immer irgendwelche Sachen, die niemand wissen sollte.“ Airen hat besonders viele Sachen von dieser Sorte gemacht. „Ich hätte sofort meinen Job verloren, wenn das rausgekommen wäre.“ Irgendwann, wenn er ganz vom Schreiben lebt, will er vielleicht den Phantomstatus aufgeben.

Er möchte also nicht als deutscher Thomas Pynchon in die Literaturgeschichte eingehen? Airen guckt fragend, er kann den Namen nicht einordnen. Überhaupt hat er nicht so viel gelesen: Remarque mit 18, „Naked Lunch“ von Burroughs, sonst kaum etwas. „Ich habe echt noch viel aufzuholen.“ Auf „Rave“ von Rainald Goetz stieß er erst am Ende von „Strobo“, und auf Kerouac kam er durch User-Kommentare: „Da wurde ich immer entweder als Kerouac der Nullerjahre bezeichnet oder als Kerouac für Arme.“ Er las dann „On The Road“, fand den Text aber nicht so wahnsinnig aufregend.

Airen ist kein Literat, seine Nichtbelesenheit und Neugier stellt er auf eine äußerst sympathische Weise aus – gerade wenn man an die Massen von unverstandenen Agamben-Verweisen und altklugen Diskursfußnoten in Helene Hegemanns „Axolotl Roadkill“ denkt. Selbst das „Rum Diary“ – den schönsten Roman von Hunter S. Thompson, an den „I Am Airen

Man“ manchmal erinnert – kennt er noch nicht. Airen's Input stammt nicht aus der Bibliothek. Vielleicht hat er deshalb (was viele Kritiker übersehen) eine ganz eigene Poetik entwickelt, in der die Amphetamine „jedes Atom zum Sprudeln“ bringen und der Held, der eine mexikanische Liebe findet, jener Zeit nachtrauert, „als ich noch allein war und so reich an Empfindung“.

Vielleicht wäre all das nie so gekommen, wenn Airen Germanistik studiert und Manuskripte an Suhrkamp geschickt hätte, anstatt in Frankfurt/Oder einen B.A. in International Business Administration zu machen – „weil ich früher richtig fett werden und mir ein Haus in Kalifornien kaufen wollte“. Und vielleicht wäre alles anders gelaufen, wenn Airen nicht so ein Spätentwickler wäre: „Wenn ich schon zu Schulzeiten so viel Party gemacht hätte, wäre ich jetzt wahrscheinlich Fliesenleger in Rosenheim, mit dem eigenen Namen auf der Heckscheibe vom Auto.“

Ein alter Schlachtruf der Clubkultur lautet: „We'll never stop living that way“. Airen hat früher als andere gemerkt, dass dieser Satz nie stimmt. „Ich wünschte, es wäre wie früher“, sagt er über das Feiern. „Aber die Erfahrung stellt sich nicht mehr ein. Vielleicht kommen zu viele Reflexionen dazwischen.“

Nach seiner Rückkehr aus Mexiko bezog Airen Hartz IV. „Ohne den Roman hätte ich mich jetzt bei irgendeiner Firma als Marketingassistent bewerben müssen.“ Mit dem Verlagsgeld – und es wäre keine große Überraschung, wenn bald jemand eine Verfilmung ankündigte – kann Airen jetzt seinen „Berg unangenehmer Begabungen“ abarbeiten. Er hat die Berliner Wohnung gekündigt und zieht bald mit Frau und Kind auf eine Insel in der Karibik. Dort will er Bluesgitarre spielen und bloggen, aber unter einer ganz neuen Identität. Vielleicht ist Airen tot. Ein Schlüsselsatz des neuen Romans lautet: „Eine Sache zu erleben oder eine Sache zu verpassen – wenn du es nur bewusst genug tust, ist es dasselbe Gefühl in derselben Intensität, nur mit umgekehrten Vorzeichen.“



Airen: „I Am Airen Man“, Blumenbar-Verlag, 176 Seiten, geb. 17,90 Euro

Wie mich die alte Zeit einholte

Airen hat ein Tagebuch über die Woche geführt, in der bekannt wurde, dass Helene Hegemann bei ihm abgeschrieben hat. Ein Auszug

Sonntag, 7.2.2010

An den Wochenenden gehen Nancy, meine Frau, und ich immer spazieren. Wir haben zurzeit nicht viel Geld, aber auch so gibt es tausend Orte in Berlin, wo man das Wochenende rumkriegt. Heute machen wir einen Streifzug durch das Nikolaiviertel. Es ist nicht viel los. Vor den Gemäueren der Nikolaikirche setzen wir uns eine Weile. Ich weiß beim besten Willen nicht mehr, worüber wir sprechen. Über nichts Wichtiges wahrscheinlich. Mein Leben hat in den letzten Monaten ziemlich still gestanden. Ich ahne noch nicht, dass die Ereignisse der kommenden Woche es komplett verändern werden.

Völlig losgelöst von uns braut sich in unserem Rücken der Literaturskandal des Jahres zusammen. Helene Hegemann und ihre Verlegerin Siv Bublitz geben ziemlich genau in diesem Moment eine Pressemitteilung heraus. Es geht um Plagiatsvorwürfe. Helene Hegemann, deren gerade erschienener Roman „Axolotl Roadkill“ schon kurz nach seinem Erscheinen in die Spitzengruppen der Bestsellerlisten geklettert war, gibt zu, abgeschrieben zu haben. Bereits seit Tagen versuchen mich mein Verleger und mein Herausgeber per E-Mail zu erreichen. Ein Telefon habe ich zu diesem Zeitpunkt nicht. Ich hatte ein halbes Jahr zuvor „Strobo“ veröffentlicht, das Tagebuch meines Lebens, bevor ich Nancy kennenlernte, als ich Drogen nahm, Ecstasy, Speed, Heroin, Ketamin, als ich wahllos Sex hatte und mich innen drin eigentlich total leer fühlte. Eine Zeit, während der nur das Schreiben etwas Sinn in mein Leben brachte. Eine ziemlich beschissene Zeit, ehrlich gesagt. Eine Zeit, die denkbar weit entfernt ist. Nun soll sie mich einholen. Wir schlendern ein wenig weiter durch diese Collage mittelalterlicher Gebäude. Auf dem Rückweg mache ich einen Abstecher ins

Internetcafé, mal die Mails checken. Es sind 28. Wenn ich heute darüber nachdenke, war das, dieser Moment, als ich da 28 neue Mails sah und eine nach der anderen aufklickte, der Augenblick, an dem ich Schritt für Schritt in ein neues Leben trat.

Die meisten Mails sind von meinem Verleger. Auch einige von Deef Pirmasens, der als Erster auf die kopierten Stellen in „Axolotl“ aufmerksam geworden ist. Ein entsprechender Artikel steht seit zwei Tagen auf seinem Blog. Und – da muss ich erst mal lachen – ein Schreiben der Leiterin des Literaturreports der „FAZ“. Sie würde sich gern mit mir über den Fall Hegemann unterhalten. Mail für Mail fügt sich alles zusammen. Helene Hegemann hat viele Sätze, manchmal ganze Dialoge, aus „Strobo“ und aus meinen danach erschienenen Blogtexten kopiert. Wie es aussieht, eine ganze Menge. So viele, dass sich die „FAZ“ an einem Sonntagnachmittag dafür interessiert. So viele, dass Helene's Verlag Ullstein prompt eine Pressemitteilung herausgegeben hat.

Ich gehe zur Telefonzelle und rufe bei meinem Verlag an. Der ist eigentlich das Hobbyprojekt dreier Mittdreißiger. Als ich mich endlich melde, hört man den Verleger am anderen Ende der Leitung spürbar aufatmen. Ob ich Helene kenne, fragt er, ob ich ihr eine Erlaubnis zum Übernehmen der Stellen gegeben habe. Die Antwort ist nein.

Wir verabreden uns für den Abend in seiner Wohnung. Als ich dort zwei Stunden später ankomme, liegt auf dem Küchentisch „Axolotl Roadkill“. Ich blättere darin, und sofort fallen mir neue Stellen auf. Sätze, die von mir sind. In einem Bestseller. Ich kann's erst mal gar nicht glauben.

Auszug aus dem deutschen „Rolling Stone“: Das Tagebuch der Woche steht in der aktuellen Ausgabe

ANZEIGE

Tahmima Anam
Zeit der Verheißungen
Eine Geschichte von Liebe und Revolution, von Glaube, Hoffnung und unerwartetem Heldentum. Im Chaos des Unabhängigkeitskrieges in Bangladesch hat Rehana Haque zunächst nur ein Ziel: ihre Kinder zu retten. Doch schließlich muss auch sie eine schwere Entscheidung treffen.

Roman. Ü: Anke Caroline Burger. 318 Seiten. Gebunden. € 19,80 (D)

»Ein überwältigendes Erstlingswerk.«
The Guardian

Insel
www.island-verlag.de

Glückliches Phantom: Airen in Mexiko, bei Tag und bei Nacht